

Zeltgeschehen

Der Dialog der Religionen und die Einheit der Christen

Alle politischen Modelle hinterfragbar

Der Rocker mit dem Kinderherzen

„Technische Ideologien“

Im Blickpunkt

Streit um die kleinen Vaterländer Religionen im Schmelztiegel

Fusion und zweideutiger Pluralismus

Turmbau zu Babel und das Problem
ethnischer Theologien

Glaubenskriege im 20. Jahrhundert?

Die religiöse Herausforderung des neuen
Regionalnationalismus

Dokumentation

Der christlich-jüdische Dialog ist schwer

Berichte

Das Erbe Abd-ru-shins –
Die Gralsbewegung heute

Neue Wissenschaft «Psychotronik»

Informationen

JEHOVAS ZEUGEN

Wieder Bezirkskongresse

Neue Zahlen

MARXISMUS

„Charta 77“

HINDUISMUS

Ananda Marga wieder zugelassen

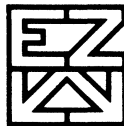
BEOBACHTUNGEN

Der US-Präsident im göttlichen Heilsplan

E 20362 D

Material dienst

Aus der
Evangelischen Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen
der EKD



6

40. Jahrgang
1. Juni 1977

Zeitgeschehen

○ **Der Dialog der Religionen und die Einheit der Christen.**

In ihrer Pfingstbotschaft beklagen die Präsidenten des Weltkirchenrats die „absurden“ Spaltungen der Kirchen und weisen auf die „zahllosen Möglichkeiten“ hin, zu ihrer Überwindung beizutragen. Eine dieser Möglichkeiten erfuhren die Teilnehmer einer Konferenz über das Dialogprogramm des Weltkirchenrats, die im April in Chiang Mai in Thailand versuchten, nach zehnjähriger Gesprächserfahrung mit Juden, Muslimen, Hindus und Buddhisten eine theologische Zwischenbilanz zu ziehen. Mit Bedauern wurde festgestellt, daß die Uneinigkeit der Christen ihren Beitrag zum Dialog der Religionen schwäche. Gleichzeitig aber kam in überraschender Eindringlichkeit zum Bewußtsein, wie sehr die Begegnung mit Menschen anderer Religionen und ideologischer Überzeugungen die innerchristliche Annäherung voranbringt. Es ist ganz natürlich, daß im Gegenüber zu einer anderen Religion der gemeinsame Bestand der verschiedenen christlichen Traditionen und Kirchen deutlicher sichtbar wird. Das ist nichts Neues. Die wichtigere Erkenntnis lag darin, daß der Dialog selbst, als Lebensstil und theologische Methode „nach außen“ praktiziert, unmittelbare Rückwirkungen „nach in-

nen“ hat. So wurde, um ein Beispiel zu nennen, auf die „ideologische“ Unterwanderung vieler kirchlicher Positionen hingewiesen, die durch die ideologiekritische Funktion einer dialogischen Begegnung erst in aller Schärfe sichtbar wird. Viele Teilnehmer empfanden deshalb das Bemühen um eine theologische Beurteilung des interreligiösen Dialogs auch als ein Stück ökumenischer Konvergenz – Monsignore Rossano, Sekretär im vatikanischen „Sekretariat für die Nichtchristen“ und Leiter der katholischen Gastdelegation in Chiang Mai, sprach sogar von einem „ökumenischen Ereignis“.

mi

○ **Alle politischen Modelle hinterfragbar.**

In einer Erklärung der Brasilianischen Bischofskonferenz zum Thema „Anforderungen aus christlicher Sicht an eine politische Ordnung“ wird die ideologiekritische Aufgabe der Kirche unterstrichen. „Kein Modell ist vollkommen oder endgültig. Deshalb sind alle Modelle hinterfragbar und müssen ständig vervollkommen werden. Wenn politische Regime sich als nichthinterfragbar gebärden und jedweden Reformversuch außer den von ihnen selbst initiierten Neuerungen zurückweisen, kann es nie zu einem echten Dialog kommen. Deshalb kann die Kirche nicht den Vorwurf ungebührlicher Einmischung oder der Subversion auf sich sitzen lassen, wenn sie – in Ausübung ihres Auftrags zu evangelisieren – die Sünde anklagt, ethische Aspekte eines Systems oder eines Modells in Frage stellt

und auf die Gefahr aufmerksam macht, ein System mache sich selbst zum Staat. Politische Entscheidungen dürfen weder aufgrund von Hegemoniebestrebungen getroffen werden noch sich ausschließlich von egoistischen Interessen inspirieren lassen...“ («Publik-Forum» 13. 5. 1977). mi

○ **Der Rocker mit dem Kinderherzen.** Mit einigen überraschenden Ergebnissen wartet die Bilanz des Hamburger Diakons Herbert Jeschonowski auf, die er in dem Buch „Erziehungsnotstand – Sozialisation und Erziehung in Konsens und Diskonsens“ nach sieben Jahren Rockerarbeit jetzt vorgelegt hat. Was man schon immer ahnte, wird dort bestätigt: die Eltern fast immer alkoholabhängig und häufig geschieden; ihre Kinder bei den Rockern zu 90 Prozent straffällig und kaum in einem regelmäßigen Arbeitsprozeß unterzubringen. Aber dann liest man daneben so erstaunliche Dinge wie die, daß Mädchen in der Welt der Rocker nur als Randfiguren auftauchen, daß die Rocker dagegen bei der Kinderbetreuung der Hamburger Stadtmission mithelfen und ein ausgesprochen positives Verhältnis zu Kindern zu entwickeln vermögen.

Folgt man der Analyse von Herbert Jeschonowski – und er hat immerhin jahrelange Erfahrung mit rund dreihundert Rockern –, so geht in der Psyche dieser jungen Menschen noch etwas ganz anderes vor, als man sich gemeinhin denkt. Neben dem Haß gegen das bürgerliche Leben ist da die Seh-

sucht, Zugang zu ihm zu finden. Neben dem äußerlich lauten und oft brutalen Gebaren stößt man auf die Erwartung von Geborgenheit. Auch ohne solche Vorgänge zu psychologisieren oder zu sentimentalisieren, wird man doch aufs neue nachdenklich. Max Frisch hat bekanntlich das Gebot „Du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen...“ nicht in erster Linie auf Gott, sondern auf den Menschen bezogen. Selbst die Rocker, von denen wir meist ein sehr genaues Bildnis haben, können offenbar mit diesem Gebot gemeint sein.

ai

○ **„Technische Ideologien“.** Vor „romantischer Maschinenstürmerei“ und vor der Meinung, die Gesellschaft könne weitgehend auf intensive technische und wissenschaftliche Arbeit verzichten, warnte der Theologe Heinz Eduard Tödt vor der badischen evangelischen Landessynode (epd 25. 4. 1977). „Ich warne aber ebenso vor den bei uns allgegenwärtigen technischen Ideologien. Sie verführen zu der Meinung, der Mensch müsse alles, was technisch möglich ist, auch tun oder probieren. Die technischen Ideologien verbreiten das falsche Credo, für jedes Problem unserer Wirtschaft und Gesellschaft werde es eine Lösung geben, weil Technik und Wissenschaft unbegrenzt erfindungsfähig seien. Diese Illusionen bringen einen falsch programmierten Menschen hervor, der nicht bereit und fähig ist, die Opfer zu bringen, welche die kommende Umstellungskrise von uns verlangen wird.“ mi

Streit um die kleinen Vaterländer

Religionen im Schmelztiegel

In unserer kleiner gewordenen Welt haben sich auch die Reibungsflächen zwischen Völkern und Religionen vergrößert. Zu den brennenden Aktualitäten unserer Zeit gehören neue „Regionalnationalismen“, Nachbarschaftsstreitereien, die, wie im Libanon oder

in Nordirland, bis zu Bürgerkriegen führen können und in denen nicht selten auf unerwartete Weise unbeglichene Rechnungen aus ererbten religiösen Spaltungen wieder geltend gemacht werden.

Daß die neuen Möglichkeiten des Massenverkehrs und der Nachrichtenübermittlung die Erdteile und ihre Menschen einander nähergerückt hätten, daß wir im Zeitalter der UNO und der Weltwirtschaftskonferenzen mit „einer Welt“ zu rechnen haben oder daß wir, wie der Medienforscher McLuhan prophezeite, mit der Zeit sogar zu einem „globalen Dorf“ zusammenwachsen würden: an solchen und ähnlichen Parolen hat es in den vergangenen Jahrzehnten nicht gefehlt. Daß Politik in Zukunft als „Weltinnenpolitik“ zu gelten habe, war schon beinahe ein fester Glaubenssatz geworden, ebenso wie die These, daß die wichtigsten Probleme unserer Zeit nur noch aus totaler Sicht angegangen werden sollten.

Inzwischen lassen sich allerdings auch gegenläufige Tendenzen ausmachen. Offensichtlich werden außer der „Fusion“ auch „Spaltungen“ betrieben. Der Internationalen Zeitschrift für Theologie «Concilium» jedenfalls schien die Zeit gekommen zu sein, diesem Problem im ganzen einmal ein ganzes Heft (Januarheft 1977) zu widmen.

Das fragliche Heft setzt zunächst in unserem eigenen Umkreis ein und erinnert im Blick auf Westeuropa daran, daß auch hier mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges das allgemeine Empfinden vorgeherrscht habe, man stehe an der Schwelle eines neuen Zeitalters. Schließlich waren die Menschen gerade dabei, sich von einem Blutopfer zu erholen, dessen Hauptursache der Ethno-Nationalismus in seiner extremsten Form gewesen war. Wenn man vor dem Krieg den Akzent darauf gelegt hatte, daß man Franzose, Holländer, Deutscher usw. war, so glaubte man nun, dieses Zugehörigkeitsgefühl sei abgelöst – oder zumindest dabei, abgelöst zu werden – durch das neue überationale Bewußtsein: Europäer zu sein. Dieser Klimawechsel war so stark, daß ein de Gaulle noch vorsichtig zu bedenken gab, ob man sich fürs erste nicht mit einem Europa der Vaterländer begnügen sollte.

Inzwischen wird die Szene eher von einer Vielzahl von „Regionalnationalismen“ bestimmt, von einer Art „Klein-Nationalismus“, der offensichtlich im Rahmen der herkömmlichen Nationalstaaten nur scheinbar zur Ruhe gekommen war. In der Regel handelt es sich dabei um Volksgruppen, die in ihrer Geschichte durch politische

Grenzen auseinandergerissen oder zumindest von einem kulturell verwandten Volk getrennt wurden. Oft waren es gerade diese regionalen Minderheiten, die zu den eifrigsten Verfechtern des Gedankens eines integrierten Westeuropa gehört hatten. Heute aber gehen sie mitunter so weit, das Bedürfnis nach einer radikaleren Umstrukturierung des ganzen politischen Systems in Europa zum Ausdruck zu bringen.

An Beispielen nennt «Concilium» Basken, Katalanen und Elsässer, Bretonen und Korser, das Wiederaufleben schottischer und walisischer Nationalistenbewegungen in Großbritannien, die Rivalität zwischen Flamen und Wallonen in Belgien und die österreichischen Slowenen in Kärnten. Inzwischen müsse man wohl erkennen, daß jeder Gedanke an einen Tod des Nationalismus in Europa verfrüht gewesen sei. Keine, so findet «Concilium», der bisherigen multinationalen Strukturen scheint sich als fähig erwiesen zu haben, die ethnonationalen Ansprüche ihrer unterschiedlichen Völkerschaften zufriedenzustellen.

Fusion und zweideutiger Pluralismus

Vervollständigt wird das neue Bild Westeuropas durch eine Studie zur Frage unserer Gastarbeiter mit ihren Problemen zwischen Entwurzelung und unzulänglicher Integration. Dann aber weitet das Heft, das zur Hauptsache mit Beiträgen von Autoren aus der Neuen Welt bestritten wird, seinen Blick, um auf ähnliche Erscheinungen in den Vereinigten Staaten, Westindien und Kanada hinzuweisen. Auf den einfachsten Nenner lassen sich diese Erscheinungen mit der Feststellung bringen, daß auch der für die Neue Welt einmal sprichwörtlich gewesene „Schmelztiegel“ längst schwere Ermüdungserscheinungen zeige.

Wer früher in die Vereinigten Staaten einwanderte, von dem wurde bekanntlich erwartet, daß er sich eine neue Identität, nämlich die eines Amerikaners zu eigen mache. Dieser Druck zur Amerikanisierung, zur Assimilation an ein vor allem protestantisch-angelsächsisch geprägtes Leitbild beruhte auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Vereinigten Staaten gegenüber der Kultur und den Institutionen Europas eine Neuschöpfung darstellen. Das Bild des Schmelztiegels meinte also, daß in Nordamerika aus den vielen, oft so verschiedenen Einwanderern eine in sich gleichartige Gesellschaft neuen Typs entstehen sollte. In Kanada spricht man heute eher von einem „Mosaik“, einem multinationalen Pluralismus, in den die Einwanderer politisch und wirtschaftlich integriert werden sollen, ohne die aus den Ursprungsländern mitgebrachten kulturellen Besonderheiten aufgeben zu müssen. Aber, wie besondere Beiträge des Heftes zeigen, hat auch dieses Modell seine Sorgen.

Abgesehen davon, daß die Schwarzen in den USA weitgehend außerhalb dieses Prozesses einer totalen Einschmelzung geblieben sind, zeigt sich nun, daß Kinder und Enkel von europäischen Einwanderern zwar ausgewachsene Glieder der amerikanischen Gesellschaft werden konnten, gleichzeitig aber, wenn auch in verschiedenem Ausmaß, Wert darauf legen, Abkömmlinge einer anderen Kultur zu sein und auf diese Eigenheit auch nicht zu verzichten. Die amerikanische Erfahrung bestätigt also, daß Verschiedenheit in der Gruppenidentität an sich nicht notwendigerweise im Widerstreit zum Geist der Kooperation stehen müsse. Vor allem am

Beispiel der Katholiken Amerikas, der Polen, Italiener und Iren deutet sich die Möglichkeit an, daß ein Mensch mehr als einer Gruppe gegenüber loyal sein kann und daß das Einswerden vieler nicht unbedingt verlangt, daß diese vielen einander gleich werden.

An dieser Stelle wird das besondere kirchensoziologische Interesse deutlich, das «Concilium» an dieser ganzen Entwicklung nimmt. Was das Beispiel der Polen-Amerikaner angeht, so erwartet der betreffende Gewährsmann von «Concilium», daß die polnische Kirche in den Vereinigten Staaten in der Zukunft etwas weniger exklusiv national werde und einen etwas stärkeren religiösen und sozialen Charakter annehme, auch wenn sie weiter ihr eigenes ethnisches Erbe bewahre. (Wie man weiß, hat sich die Verbindung zwischen nationaler Identität und Katholizismus einmal besonders tief im polnischen Kulturerbe eingewurzelt.)

Turmbau zu Babel und das Problem ethnischer Theologien

Von einer „Wiederentdeckung des Ethnischen in der westlichen Welt“ ist die Rede. Betont wird, wie erstaunlich es sei, daß sich in unserer westlichen Welt, die man für so universalistisch, rationalistisch und leistungsorientiert hielt, ausgesprochene „Urbindungen“ und „Stammesidole“ am Leben erhalten haben. Festzuhalten ist dabei, daß der ethnische Faktor nicht nur in so klar pluralistischen Gesellschaften wie den Vereinigten Staaten und Kanada von Bedeutung ist, sondern auch in Ländern, die man volkstumsmäßig für homogen geworden hielt wie Frankreich, Spanien oder Großbritannien.

An sich kann die amerikanische Erfahrung – Nachlassen des „Assimilationsdruckes“ auf Einwanderer – durchaus auch positiv bewertet werden. Der zunehmende Mut zu einem eigenen ethnischen Selbstverständnis verschafft den Menschen in der modernen Industriegesellschaft auch einen neuen Zugehörigkeitssinn, erlaubt Zusammenhalt und Zusammengehörigkeitsgefühl in Nachbarschaften und schützt so die moderne Stadt vor ihrem Zerfall. Allerdings: Aufrufe zum Universalismus genügen dazu nicht mehr allein. Unser Zusammenleben als unterschiedliche Personen kommt nicht dadurch zustande, daß wir unsere Verschiedenheiten ausmerzen oder verleugnen, auch nicht dadurch, daß wir uns über sie streiten. Es geht darum zu lernen, sie zu tolerieren, zu respektieren, ja vielleicht sogar an ihnen Freude zu haben. Konfliktpotential, das der Verschiedenheit auch einwohnt, werde nicht verringert, indem man diese Verschiedenheiten entweder übersieht oder austilgt, sondern indem man eine „pluralistische Integration“ erleichtert.

Seit es offenkundig wurde, daß nationale Regierungen nicht imstande waren, das vielgestaltige ethnische Erbe ihrer Bevölkerungen zu wahren, ist der ethnische Pluralismus aber nicht nur zu einem ethnisch-politischen Problem geworden. Gefragt wird auch, was christliche Theologie den von diesem Problem betroffenen Menschen zu sagen hat. Nach «Concilium» kann kulturelle Vielfalt nicht nur der Gesellschaft, sondern auch der Kirche wesentliche Bereicherung bringen. Das Auftauchen „ethnischer Theologien“ (wie etwa der „Schwarzen Theologie“) kann Theologen helfen, sich dagegen zu verwahren, daß bestimmte regionale kulturelle Eigenheiten für alle verbindlich gemacht werden. Andererseits müsse natürlich auch vermieden werden, daß christliche Theologie, die einen wirklich universalen Charakter

haben sollte, sich in ein Gemisch „privater“ ethnischer Theologien verwandle. Aber jede partikuläre Form von Theologie habe eben ihre eigenen Möglichkeiten und auch ihre für sie typischen Versuchungen. Aufs ganze gesehen gelte, daß sich die Theologie der gegebenen Vielfalt christlicher Lebensweisen innerhalb der Christenheit bewußt werden müsse, damit Raum geboten werde für verschiedene Erfahrungen verschiedener Gruppen, die sich unter Umständen in ein- und derselben Nation finden lassen. Anzunehmen sei, so «Concilium» in einer redaktionellen Zusammenfassung S. 28, daß „der Herrgott, der die Welt in unbekümmerter Mißachtung der Einerleiheit erschuf, seine Gründe hatte, seine Schöpfung verschiedenartig zu gestalten“

In diesem Sinn wird die Geschichte vom Turmbau zu Babel (Gen. 11, 1–9) als Beispiel menschlicher Einheit und Verschiedenheit ausgelegt. Gerade dieser Erzählung, wie Gott der menschlichen Bewegung auf einen Mittelpunkt hin entgegenwirkte mit einer zentrifugalen Kraft, die die Menschen in sprachliche, räumliche und ethnische Verschiedenheit zerstreute, wird eine besondere Bedeutung für eine Theologie zugesprochen, die auf der einen Seite unser gemeinsames Menschsein als Geschöpfe Gottes berücksichtigt, auf der anderen Seite aber den vielgestaltigen Pluralismus als in der Absicht des Schöpfers liegend erweisen soll.

Zurückgewiesen wird eine bloß negative Deutung der Zerstreung (Sündenstrafe!). Trotzdem findet sich natürlich auch in dem «Concilium»-Heft in Ansätzen die Einsicht, daß die Vielfalt der Identitäten zu den höchst zweideutigen Erscheinungen unseres Lebens zählt. Vielfalt bereichere die menschliche Kultur. Sie führe aber auch zu Gewalttätigkeiten und Tod. Wenn unser Gefühl von Sicherheit zur Zusammenarbeit mit anderen befreit, dann sei unsere Verschiedenheit gesund. Wo wir unser Bedürfnis, zum Nachteil anderer die besten zu sein, überbetonen, zeige unsere Verschiedenheit „dämonische“ Tendenzen. Die generelle Auskunft lautet: Wenn eine Rasse, ein Volk oder ein Stamm sich als den anderen überlegen ausgibt und der übrigen Menschheit gegenüber eine aggressive Haltung einnimmt, fordert die Botschaft der Bibel die Christen auf, für die Einheit der Menschheit als einer Familie von Brüdern einzustehen. Wenn aber, und darauf liegt hier der Hauptakzent, besondere Rassen, Völker oder ethnische Gruppen unterdrückt werden, ruft die Bibel die Kirche auf, die Vielgestaltigkeit neu zu würdigen und die besonderen Traditionen zu verteidigen.

Glaubenskriege im 20. Jahrhundert?

Der Rückgriff auf die Geschichte von dem an Gottes Einspruch gescheiterten Turmbau zu Babel, von der Zerstreung der Völker und der Verwirrung ihrer Sprachen, die im Neuen Testament im Sprachenwunder des ersten Pfingstfestes (Apg 2) ihr Gegenstück hat, steht in einer alten Tradition. Nicht ganz so alt sind die an sich gut gemeinten Versuche, der Verwirrung der Sprachen und Kulturen doch auch eine positivere Bedeutung abzugewinnen. Es war im wesentlichen die Romantik, die sich liebevoll in die bunte Vielfalt volklicher und sprachlicher Überlieferungen vertiefte, ihre Zeugnisse sammelte und an dem Panorama eine ästhetisch-genießeriisch getönte Freude fand. Es brauchte kaum dieser literaturgeschichtlichen Erinnerung, um gewahr zu werden, daß wir auf diesem Wege leicht den vollen Ernst all der Schwierig-

rigkeiten verfehlen, die uns bis heute immer wieder neu aus der kulturellen Vielfalt erwachsen. Nicht allein, wie die Theologie ein positiveres Verhältnis zu dieser Vielfalt gewinnen kann, wird zu klären sein. Man wird sich auch stärker der Frage zu stellen haben, woher eigentlich die verwirrende Zweideutigkeit dieses Phänomens kommt, warum diese Vielfalt immer wieder auch Tod und Zerstörung bedeutet hat, vor allem aber, welchen Anteil die *Verwirrung der Religionen und Konfessionen* daran hatte, daß diese Vielfalt immer wieder auch so heftig „aggressiv“ werden konnte.

„Von der Vernichtung des armenischen Volkes in der Türkei über die Gaskammern des Dritten Reiches, den Deportationen und der teilweisen Ausrottung sowjetischer Kaukasusvölker durch den Stalinismus bis hin zu den Massenmorden an Amazonas-Indianern, Biafranern, Bengalen, Kurden und Eritreern in unseren Tagen durchziehen Verfolgung und Vernichtung von Minderheiten unser Jahrhundert“, so lesen wir in dem Taschenbuch „Von denen keiner spricht – Unterdrückte Minderheiten – von der Friedenspolitik vergessen“ (rororo aktuell A 1879).

Die Geschichte des Staates sei, so heißt es im Klappentext, wie die Geschichte der Nation ein Prozeß der Benachteiligung von Minderheiten: Diskriminierung, Auflösung, Assimilation, Entrechtung und schließlich Ausrottung als die Kehrseite der Nationwerdung. Kein Gesellschaftssystem, keine Ideologie, aber auch „keine Religion“ könne für sich beanspruchen, stets und immer die Rechte von Minderheiten geachtet zu haben. Der Herausgeber des Taschenbuchs, Tilman Zülch, Mitbegründer der „Gesellschaft für bedrohte Völker“, hat aus der Fülle der unterdrückten Minderheiten unserer Tage einige ausgewählt und dabei vor allem auf Beispiele von Verfolgung rassischer und ethnischer Bevölkerungsgruppen in den Ländern der Dritten und Vierten Welt verwiesen.

Eigentlich brauchen wir aber gar nicht so weit auszugreifen, um uns die schwer entwirrbare Verflechtung von Nationalismus und Glaubensstreitigkeiten vor Augen zu führen. Wir brauchen nur daran zu denken, wie der wieder auflebende Streit der „kleinen“ Vaterländer in Staatswesen wie Nordirland oder dem Libanon zu blutigen Bürgerkriegen geführt hat. Zahlreich sind die Äußerungen kirchlicher Stellen, die versichern, daß man in beiden Fällen natürlich nicht von Religionskriegen sprechen könne. Weniger sicher ist da schon die Reaktion der Massenmedien, wie die wechselnden Sprachregelungen im Falle des Bürgerkriegs im Libanon zeigen: Solange „die Christen“ in der Gefahr zu unterliegen waren, galten sie als „rechte Milizen“, als beinahe faschistische Reaktionäre, die als solche im Grunde wenig Anteilnahme verdienten. Erst als sie, mit Hilfe der Syrer, wieder die Oberhand gewannen, zog man es vor, sie „Christen“ zu nennen, nicht selten mit einem unüberhörbaren Ton des Vorwurfs: eigentlich müßten „Christen“ sich in dieser Lage ja anders verhalten!

Die üblich gewordene Versicherung, daß es sich hier nicht um Religionskriege, sondern um politisch-soziale Konflikte handele, entspricht einem bestimmten Geschichtsbild, das sich darauf festgelegt hat, die Zeit der Religionskriege sei ein für allemal vorüber. Sicher, so meint man, Religionskriege hat es einmal gegeben, vor allem in der Folge von Reformation und Gegenreformation. Aber mit dem Dreißigjährigen Krieg haben sie sich ausgetobt, religiöser Fanatismus hat sich überlebt. Der allgemeine geschichtliche Fortschritt hat religiöse Differenzen als Kriegs- und Streitgrund hinter sich gelassen. In der Folgezeit kämpfen nicht mehr

Religionen, sondern Nationen oder Klassen. Eine im ganzen vernünftiger gewordene Menschheit ereifert sich nur noch für handfestere Interessen, und zwar vorwiegend ökonomischer Art.

Als ob es in den klassischen Glaubenskriegen immer nur um lupenrein religiöse Motive gegangen wäre! (Einer der ersten Generäle des Dreißigjährigen Krieges, der „tolle Christian“ aus dem Hause Braunschweig, soll auf die Frage, warum er ins Feld ziehe, die Antwort gegeben haben: „Dieweil ich Lust zum Kriege habe.“) Als ob nicht in den Kriegen der Völker im Zeitalter des „Nationalismus“, im Gefolge von französischer Revolution und den napoleonischen Eroberungszügen die ererbten religiösen Spaltungen in vielfältigster Weise beteiligt gewesen wären und sich mindestens zu verstärkender Wirkung jeweils wiederbeleben ließen.

Realistischer ist es sicher, wenn man sagt, daß Bürgerkriege wie der in Nordirland oder im Libanon zwar nicht als Religionskriege angesprochen werden können, daß sie im Grunde „viele Gesichter“ zeigen, daß aber leider auch die kirchengeschichtlich bedingten religiösen Aspekte nicht fehlen. Wer, wenn nicht die betreffenden Kirchen und Religionen, müßte sich eigentlich aufgerufen fühlen, gerade diese Aspekte einmal zu klären?

Die von «Concilium» aufgeworfene Frage, inwiefern die Wiederbelebung innerstaatlicher Nachbarschaftsstreitereien zu einer Herausforderung für die Kirche werde, stellt uns in dem Fall von Bürgerkriegen, in die Religionen hineinverstrickt sind, vor Probleme, die wir eigentlich aus unserer eigenen Geschichte her kennen sollten. Die Frage, ob die neuzeitlichen Nationalstaaten ihren Minderheiten gerecht wurden, wurde einmal vor allem in Ost-Mittel-Europa zwischen den beiden Weltkriegen zu einem brisanten Thema. Man erinnert sich: Nach dem Ersten Weltkrieg war der noch aus der vornationalistischen Ära überkommene Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn – einen „Völkerkerker“ nannten ihn die Nationalisten – aufgelöst worden. Im Zeichen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker sollten so viel wie möglich Nationen ihren eigenen Staat bekommen. Schwierigkeiten machte das in der Praxis allerdings überall da, wo im einzelnen klare ethnische Grenzen gar nicht mehr auszumachen waren und wo man mit jeder Grenzkorrektur im Grunde nichts anderes erreichte, als das Minderheitenproblem von einem Staat in den anderen zu verlagern.

Schon damals ließ sich beobachten, daß alle diese Schwierigkeiten sich noch steigerten, wenn zu den nationalen Gegensätzen auch noch unbeglichene Rechnungen aus der Zeit der Glaubensspaltung im Spiel waren (katholische Polen gegen protestantisch-preußische Deutsche, zwangskatholisierte hussitische Böhmen gegen katholisch-deutsche Österreicher usw.). Daß sich bis heute keine gemischt-konfessionelle Arbeitsgemeinschaft gefunden hat, um dieses „Erbe“ einmal gemeinschaftlich, vom Stand des heutigen Ökumenismus her, aufzuarbeiten, zeigt nur, wie heikel dieser Komplex bis heute geblieben ist.

Die religiöse Herausforderung des neuen Regionalnationalismus

Hält man sich vor Augen, welche Schwierigkeiten es offensichtlich macht, unter christlichen Kirchen das Erbe eines Streites aufzuarbeiten, der immer wieder höchst unbrüderlich ausgetragen wurde, dann wird man sich nicht länger wundern, daß

sich unsere Verlegenheit noch steigert, wenn religiöse Größen im Spiele sind wie Christentum und Islam oder Islam und Judentum. Gemeint ist der Bürgerkrieg im Libanon, gesehen im Zusammenhang mit dem Nah-Ost-Konflikt im ganzen. Und doch können auch hier eigene Erfahrungen uns wenigstens für ein Problem das Verständnis aufschließen helfen, nämlich für das Phänomen des Nationalismus arabischer Christen.

Was den Nahost-Konflikt im ganzen angeht, so haben wir uns, aus verständlichen Gründen, längere Zeit in besonderer Weise für die israelische Darstellung des Streitfalles interessiert. Seit einiger Zeit erst macht sich, auch über die Massenmedien, die palästinensische und gesamtarabische Seite verstärkt geltend. In den ersten Anfängen aber stehen wir, wenn wir uns darüber hinaus informieren wollen, wie arabische Christen zwischen die Fronten dieses Konfliktes geraten sind. Nicht zu Unrecht wird uns von arabischen Christen der Vorwurf gemacht, daß wir ihren besonderen Schwierigkeiten bisher kaum Rechnung getragen hätten.

Erschwert wird diese Information allerdings nicht wenig durch die historische Vielfalt, in der sich das Christentum in der arabischen Welt ausgeprägt hat, hat doch beinahe jede Kirchenspaltung aus der an Dogmenstreiten nicht armen Kirchengeschichte hier ihre eigenen Gruppierungen hinterlassen. Stark vereinfachend läßt sich diese Vielfalt unterteilen in Christen, die unter muslimischer Herrschaft leben, und andere, wie die Mehrheit der Maroniten im Libanon, die ihre Gründe haben, sich gegen eine solche Herrschaft zu wehren. Wo sie als Minderheit leben, neigen arabische Christen dazu, sich wenigstens zum arabischen Nationalismus zu bekennen, weil sie sich von diesem Bekenntnis („wir sind doch alle Araber!“) versprechen, ihren eigenen politischen Status aufwerten zu können.

Hat nicht auch in unserem Land, in dem der Streit zwischen Reformation und Gegenreformation einmal, aufs ganze gesehen, unentschieden abgebrochen werden mußte, sich der Nationalismus eines Tages als eine Art übergreifende „Konfession“, als pseudo-religiös-politische Überwindung der Kirchenspaltung angeboten? Zu prüfen wäre also nicht allein, wie religiöse Spannungen im innerweltlichen Streit der Volksgruppen sich verstärkend auswirken können, in Rechnung zu stellen wäre auch, wie die verschiedenen säkularen Ideologien religiösen Absolutheitsanspruch und Fanatismus übernehmen und die Glaubenskriege auf ihre Weise weiterführen können.

Zusammenfassend ließe sich also sagen: unsere Erde mag zwar kleiner geworden sein, nicht kleiner geworden sind aber ihre Probleme. Mit dem Näherrücken von Völkern und Religionen haben sich auch die Reibungsflächen vergrößert. Echte Friedensarbeit wird ihrer Aufgabe nicht mit bloßem Beschwichtigen oder gar mit Verdrängen gerecht, sondern nur mit der umsichtigen Geduld, die sich nicht scheut, die Streitpunkte mit all ihren religiösen und pseudoreligiösen Aspekten in einer Art und Weise beim Namen zu nennen, die die Chancen für ihre Klärung und Überwindung vergrößert.

Wilhelm Quenzer

Der christlich-jüdische Dialog ist schwer

Der christlich-jüdische Dialog ist längst im Gang. Er steht im allgemeinen in unserem Land nicht mehr unter dem Zeichen der Konfrontation, sondern unter dem Zeichen des Versuchs gegenseitigen Verstehens. Zumindes, was die theologischen Experten betrifft. Aber die Selbstverständlichkeit, mit der nach wie vor und auf beiden Seiten von den eigenen Voraussetzun-

gen her gedacht wird, ist fast ungebrochen.

Der Beitrag von Landesrabbiner Dr. Levinson in der «Allgemeinen jüdischen Wochenzeitung» vom 11. März 1977 steht unter der Leitfrage: Was können Christen von Juden lernen? Sie werden aufgefordert, im Blick auf die jüdischen Wurzeln des Christentums ihre Voraussetzungen noch einmal zu überprüfen.

Es war eine Journalistin in der durch einen Protestmarsch gegen Rassendiskriminierung bekannt gewordenen Stadt Selma im amerikanischen Bundesstaat Alabama, die nach einem Vortrag über das Judentum die verblüffende Frage an mich stellte, ob die Juden auch die Psalmen hätten. Es verschlug mir die Sprache. Dann antwortete ich ihr so liebenswürdig wie ich konnte, aber vielleicht doch mit einem etwas süß-sauren Lächeln, daß wir Juden ja nichts dagegen hätten, daß die Nichtjuden unsere Heiligen Schriften angenommen hätten, im Gegenteil, wir würden das als eine besondere Auszeichnung ansehen. Daß aber die Christen jetzt schon nicht mehr wüßten, daß wir die Psalmen schließlich geschrieben hätten, das wäre doch etwas schwer zu verkraften. Am nächsten Morgen erschien in der Zeitung ein Bericht von ihr über meinen Vortrag mit der Schlagzeile „Juden haben auch die Psalmen, sagt Rabbiner!“

Diese Episode beleuchtet schlagartig das ganze Dilemma, mit dem wir Juden uns täglich auseinanderzusetzen haben: daß Christen nur noch theoretisch oder im Unterbewußtsein wissen, daß sie alle einmal Juden waren, daß das Christentum als jüdische Sekte begann, daß Gottesdienst, Feiertage, Ethik, Bibel, Predigt, alles im Judentum wurzelt, wenn auch die Christen eine eigenständige Entwicklung durchmachten, die sie in vielen Bereichen vom Judentum entfernte.

So muß man also vor allem begreifen, daß Christentum in seinen wesentlichen Bestandteilen Judentum ist, daß das Christentum seine Grundüberzeugungen aus dem Judentum geschöpft hat. Und man sollte auch den Nebengedanken nicht unterdrücken, daß die christliche Tochter ihre jüdische Mutter praktisch verleugnet und ihr die Existenzberechtigung abgesprochen hat mit der Behauptung, die Kirche sei jetzt das wahre Israel und die Besitzerin der Verheißungen. Die Prägung geht dann so weit, daß man nicht mehr weiß, wo die christlichen Wurzeln liegen, und das jüdische Volk als einen Anachronismus betrachtet. So kam es, daß man den nächsten Verwandten aufs ärgste befehdete und bekämpfte. Die Kirche versuchte damit nachzuweisen, wie sehr sich Israel im Irrtum befinde, damit man an dem Wahrheits-

gehalt ihrer Botschaft nicht zweifelte. Deswegen verfolgte man die Juden und berief sich auf die Verfolgungen als Beweis dafür, daß Israel tatsächlich von Gott verstoßen sei. Wenn ich bitter klinge, dann nur, weil tatsächlich die Geschichte des jüdischen Volkes im christlichen Westen eine bittere gewesen ist.

Was also können Christen von Juden lernen? Zunächst einmal das Ernstnehmen der biblischen Botschaft. Nun soll man nicht mit der Gegenfrage kommen, ob denn die Juden die Schrift immer ernst nähmen – eine solche Frage wäre ein Versuch, auszuweichen. Die Antwort ist: Christen haben die Bibel übernommen, weil sie sich ebenfalls angesprochen fühlten, und Juden und Christen haben die Pflicht, das Wort Gottes nicht nur zu bekennen, sondern sich auch danach zu richten. Und hier, so glaube ich, können Christen tatsächlich von Juden lernen. Denn seit Paulus hat man im Christentum den Gebotscharakter der Schrift durch die Polemik gegen das sogenannte Gesetz mehr und mehr außer acht gelassen. Religion wurde Theologie und Dogma, und die Ausführung des göttlichen Willens wurde geradezu als Anmaßung und Selbstgerechtigkeit verurteilt. Gesetz und Evangelium wurden einander gegenübergestellt. Man sprach von der Freiheit des Evangeliums und belächelte den Juden, der durch das Gesetz so eingeengt war

Erst während einer Zeit der absoluten Rechtlosigkeit fing man an, sich wieder Gedanken zu machen über Recht und Gebot, über Verantwortung und Liebe. Denn es gibt keine abstrakte Liebe. Liebe bedeutet, dem andern zu seinem Recht zu verhelfen, und zwar durch die Tat. Die Anrufung der göttlichen Gnade dient nur allzu oft als Entschuldigung für die eigene Indifferenz oder für fehlende Brüderlichkeit. Nicht daß wir glauben, ohne göttliche Gnade auskommen zu können. Nicht daß wir von unserer eigenen Vollkommenheit überzeugt wären. Aber wir meinen, Partner Gottes sein zu müssen auf dieser Erde, auf die er uns gestellt hat, auf daß wir seinen Willen ausführen und zum Anbruch des göttlichen Reiches beitragen. Dies haben Christen oft vergessen, und dies, glaube ich, können sie von uns lernen, daß wir die Erfüllung der göttlichen Gebote auf Erden nicht als sinnlos erachten, daß wir trotz der Hoffnung auf ein Jenseits die Erde nicht abgeschrieben haben und daß wir deshalb nicht unterscheiden zwischen Religion und Ethik, zwischen Gottesdienst und Leben, zwischen dem sakralen und dem politischen Raum. Wir meinen, daß das göttliche Gebot hier auf Erden, zwischen den Menschen, verwirklicht werden muß, und daß alles andere Lippenbekenntnis und letztlich unfruchtbare Selbsttäuschung darstellt. Wir meinen, daß sowohl die Propheten Israels als auch Jesus von Nazareth im politischen Raum Gottes Willen durchsetzen wollten. Wir sind davon überzeugt, daß an Gott glauben nicht bedeuten kann, so lange zu warten, bis Er unsere Arbeit tut.

Das Hauptziel der Religion ist also für uns nicht das Erringen der eigenen Unsterblichkeit, beziehungsweise der eigenen Erlösung. Wir betrachten dies als eine etwas egoistische Nabelschau. Das Ziel der Religion ist nicht das Seelenheil, sondern eine heile Welt. Wir lehnen daher auch jede Spiritualisierung der biblischen Botschaft ab. Wenn die Bibel von Jerusalem spricht, dann spricht sie von dem wirklichen, konkreten, geographischen Ort und nicht von einer himmlischen Domäne. Und wenn sie vom Reich Gottes spricht, dann meint sie ein Reich Gottes hier auf Erden und nicht in einer metaphysischen, transzendenten Welt.

Hand in Hand hiermit geht dann auch die Ablehnung der Erbsünde und des ständi-

gen Betonens menschlicher Verworfenheit. Und weil wir meinen, daß jede Sünde Sünde des Menschen ist, kein Schicksal, nichts Unabdingbares, deshalb betonen wir um so mehr die Verantwortung für unser Tun und Lassen. Wir lehnen auch eine Kollektivschuld ab, denn jeder Mensch ist nur verantwortlich für das, was er tut, beziehungsweise für das, was er unterläßt zu tun. Schon die Propheten Israels sagten, daß das Sprichwort nicht mehr gebraucht werden solle in Israel, daß die Väter saure Trauben gegessen hätten und die Zähne der Kinder stumpf geworden seien.

Da wir keine Erbsünde kennen, wissen wir um die Würde des Menschen, denn die Bibel sagt, Gott hätte uns geschaffen nur ein wenig geringer als die Engel, und zwar in Seinem Ebenbilde. Und da Gott nach jedem Schöpfungstage sagte, daß das, was er geschaffen hatte, gut war, betrachten wir die Welt als eine ihren Möglichkeiten nach gute Welt – wir freuen uns ihrer und ihrer Gaben. Das bedeutet nun nicht, daß wir die geistigen Dinge vernachlässigen, im Gegenteil, wir finden beides wichtig. Gerade das Lernen, das Diskutieren wurde im Judentum groß geschrieben. Das traditionelle Judentum war auf freie Diskussion gegründet – Gelehrte mochten zu den verschiedensten Schlußfolgerungen in ihrer Erläuterung des biblischen Wortes kommen, ihre Meinungen wurden sorgfältig notiert und werden auch heute noch in den Lehrhäusern gelesen und diskutiert.

Das Judentum also lehrt die Lebensbejahung, die Liebe zur Welt und zu den Menschen in ihr Nicht Dogmen sind wichtig und Theologie, sondern die Tat des Menschen, nur sie führt zur Erlösung. Unser zukünftiges Schicksal nach unserem Tode legen wir vertrauensvoll in Gottes Hand. Wir wissen nichts darüber, wir können nichts darüber wissen. Was wir aber können, ist, uns um das Wohl und Wehe der Menschen zu kümmern, hier auf Erden, während unseres Lebens. Nicht auf ein Jenseits wollen wir die Menschen trösten, sondern eine bessere Welt wollen wir bauen helfen. All das klingt sehr modern, sehr nach Jugend, sehr nach moderner theologischer Überzeugung. Es ist schwer verständlich, warum eine neue Generation das Judentum noch nicht kennengelernt hat; sehr viel von dem, was sie bewegt, wird sie hier finden.

„Immer wieder geschieht es, daß aus unsrem Sprechen und unsren Beziehungen eine tiefere Begegnung erwächst, ein Sichöffnen des einen für die Anliegen des anderen in mehr als intellektueller Hinsicht. Das ist die Erfahrung von Familien und Freunden, von solchen, die denselben Glauben oder dieselbe Überzeugung teilen. Uns geht es aber besonders um den Dialog, der Unterschiede von Glauben, Überzeugung und Kultur übergreift, in dem die Partner sogar in wichtigen Kernfragen des menschlichen Lebens nicht übereinstimmen. Wir erkennen den Dialog als einen willkommenen Weg, dem Gebot des Dekalogs besser gehorchen zu können. ‚Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.‘ Wir brauchen den Dialog, damit er uns hilft, das Bild unsrer Nächsten, die einen anderen Glauben und eine andere Überzeugung haben, nicht zu verzerren.“

Aus der Schlußerklärung einer Konferenz des Ökumenischen Rates der Kirchen in Chiang Mai im April 1977

Das Erbe Abd-ru-shins – Die Gralsbewegung heute

Anlaß für diesen schon lange fälligen Übersichtsbericht ist eine durch Dr Kurt Hutten vermittelte persönliche Kontaktaufnahme mit der «*Gralsverwaltung für Deutschland e. V.*», deren Vorsitzender *Rolf-Gerhard Schulze* ist (Adresse: 8204 Brannenburg am Inn, Postfach 9).

Die Gralsbewegung tritt als religiöse Gruppierung nicht besonders in Erscheinung. Schon das Fehlen einer eigenen Gemeinschaftsbezeichnung macht deutlich, daß es sich nicht um eine klar durchorganisierte Glaubensvereinigung handelt. Ausdrücklich wird betont, daß die Gralsbewegung keine „Organisation im üblichen Sinne“, keine „Kirche“ oder „Sekte“ sei. In allen Verlautbarungen ist statt dessen in erster Linie von der „*Gralsbotschaft*“ die Rede. So wird in einem Informationspapier von 1976 die Gralsbewegung definiert als „die zusammenfassende Bezeichnung von Menschen und Einrichtungen, die im Sinne der Gralsbotschaft zu wirken sich bemühen“.

Diese Botschaft (im strengeren Sinn) ist identisch mit dem dreibändigen Werk „Im Lichte der Wahrheit – Die Gralsbotschaft von Abd-ru-shin“, das erstmals 1926 erschien. Der Verfasser ist der aus Bischofswerda in Sachsen gebürtige Kaufmann, Weltreisende und Schriftsteller *Oskar Ernst Bernhardt* (1875–1941), der Anfang der 20er Jahre in Tutzing am Starnberger See unter dem neuen Namen „*Abd-ru-shin*“ (arabisch, etwa „Sohn des Lichts“) die ersten religiös-metaphysischen Vorträge der Gralsbotschaft niederschrieb. 1928 übersiedelte er mit seiner Familie auf den Vomperberg bei Innsbruck, wo er ein Landhaus erworben hatte. Hier vollendete er sein Werk.

Eine Reihe engerer Gefolgsleute wollten in seiner Nähe weilen, und so entstand auf dem Vomperberg eine ganze Siedlung mit Wohn- und Gästehäusern, Wirtschaftsgebäuden und einer „*Andachtshalle*“ (1952) für 1500 Personen. Noch heute ist die „*Grals-Siedlung*“ auf dem Vomperberg das internationale Zentrum der Bewegung. Doch schon nach zehn Jahren wurde die Entwicklung unterbrochen: Unmittelbar nach dem erzwungenen „Anschluß“ Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938 wurde Abd-ru-shin von den NS-Behörden verhaftet. Man transportierte ihn nach Schlesien und kurz darauf nach Kipsdorf im Erzgebirge. Dort starb er 66jährig an den Folgen dieser Maßnahmen im Jahr 1941.

Die *Gralsbotschaft* wird von den Anhängern Abd-ru-shins aufs höchste geachtet. Sie gilt als „eine neue Offenbarung aus Gott“, „Erneuerung und Vollendung der Christus-Botschaft“, die das „Wissen um die Gesetze, in denen Menschheit und Schöpfung stehen“, vermittelt. Sie „stellt die Menschheit vor die endgültige Entscheidung und kündigt damit den Beginn der neuen Zeit, in welcher nur der bestehen kann, der die Gottesgesetze ... in allem befolgt“. Die Gralsbotschaft „kann verstandesmäßig nicht kommentiert werden, es sei denn durch Jesu ursprüngliche Worte selbst, mit welchen sie eins ist“. So heißt es in verschiedenen Informationspapieren. Diese Wertschätzung gründet sich auf zahlreiche Hinweise und Angaben des Verfassers der Gralsbotschaft selbst. Abd-ru-shin schreibt im Nachwort zu seinem

Werk: „Ich brachte Euch *die* Botschaft, die die Erdenmenschen brauchen, wenn sie geistig aufwärts kommen wollen! . . . Ihr könnt Euch nicht aus der Botschaft Einzelnes herausnehmen, was Euch gerade paßt . . . Ihr müßt alles nehmen oder nichts . . . Kein Mensch vermag den Wert der Botschaft hier auf Erden auszuschöpfen, denn sie ist für alle Weltenteile . . . Es kann der Menscheng Geist nicht daran rütteln, nichts verbiegen, ohne selbst den Schaden davon zu erhalten.“ Und nochmals: „Ich habe Euch zuletzt in Schilderungen noch geklärt, was Ihr die letzten Dinge nennt, welche aber in Wirklichkeit die *ersten* sind, so daß nun keine Frage mehr zu stellen übrig bleibt im ganzen Sein.“

Diese Worte legen Zeugnis ab von einem stark übersteigerten Selbstbewußtsein. Oskar Ernst Bernhardt gehört zu jenen Personen, die sich als inkarnierte Gottesboten verstanden haben. Deshalb spricht er stets wie „ein Erhabener, Wissender, Göttlicher zu den unwissenden Menschen“ (K. Hutten). Ja mehr, er ist der von Christus verheißene „Tröster“, der Heilige Geist, der in alle Wahrheit leitet (Joh. 16, 13). War in Christus der Gottessohn auf die Erde gekommen, so jetzt in Abd-ru-shin der „Menschensohn“ Er ist der letzte „Gottesgesandte“. War jener die Verkörperung der Gottesliebe, so ist dieser der Gotteswille: „Immanuel“, das lebendige Gesetz, welches das Weltall trägt. Sein Kommen bedeutet „für jeden einzelnen letzte Entscheidung. Rettung oder Verderben! Denn diesmal ist es Gottes Wille, daß verloren gehe, was sich nochmals gegen ihn aufzulehnen wagt!“ (Abd-ru-shin, Im Lichte der Wahrheit, Bd. I, S. 26)

Die Gralsbotschaft des Abd-ru-shin ist in gnostisch-esoterischem Denken verwurzelt. Im Zentrum steht die „in abwärtssteigenden Ebenen oder Sphären“ gestufte Schöpfung. An den entscheidenden Schnittpunkten zweier Sphären steht – bildhaft-symbolisch gezeichnet – jeweils eine „Gralsburg“ mit der „Gralsschale“, in die hinein und von der aus die göttliche Kraft fließt. Im Zentrum der Gralsbotschaft steht zugleich der Mensch, der in Abstieg und Wiederaufstieg alle Stufen der Schöpfung durchschreiten muß, viele Jahrtausende lang und durch viele Verkörperungen hindurch, bis er endlich zu seinem Ausgangspunkt zurückgelangt. Nach alter gnostischer Tradition ist von einem „Geistkeim“ im Menschen die Rede, von der Grobstofflichkeit als dem gottfernen Seinszustand, und auch vom (rationalen) Verstand als dem bösen Widerpart alles wahrhaft Geistigen. *Luzifer* spielt eine große Rolle, und Christus wird als der Bringer der wahren Erkenntnis gewertet. Denn nicht die Gnade und die persönliche Liebeszuwendung Gottes zum Menschen und umgekehrt ist das Prinzip der Erlösung, wie es der biblischen Tradition entspricht, sondern die Kenntnis der vollkommenen und ewigen Gottesgesetze und deren Befolgung.

Trotz vieler Fremdartigkeiten ist das System Abd-ru-shins gerade in seiner Symbolik durchsichtig. Es deutet die kosmischen Zusammenhänge unseres Lebens und stößt – zusammen mit anderen gnostisch-spekulativen Entwürfen – in ein Vakuum vor, das sich besonders im protestantischen Bereich des Christentums aufgetan hat. Dies, nicht eigentlich die Gestalt und der Anspruch Abd-ru-shins selbst (der nicht zum Gegenstand eines besonderen Kultes geworden ist), ist der Grund dafür, daß die Gralsbotschaft Anklang gefunden hat. Das Werk „Im Lichte der Wahrheit“ wurde seit Kriegsende in 120 000 Exemplaren und (ganz oder teilweise) in acht Sprachen verbreitet. Es gibt eine wachsende Zahl von „Bekennern der Gralsbotschaft“, die das

Emblem, ein gleichschenkliges geschwungenes Kreuz in einem Kreis („Gralskreuz“) tragen und sich daher „Kreuzträger“ nennen. Ende der 60er Jahre waren es etwa 4000 in aller Welt; heute sind es etwa 5000, davon rund 1500 in der Bundesrepublik und Westberlin. Unter ihnen sind überdurchschnittlich viele Lehrer und Künstler.

Die 1950 gegründete, als gemeinnützig anerkannte «*Stiftung Gralsbotschaft*» mit Verlag (7000 Stuttgart 1, Lenzhalde 15) gibt die Zweimonatsschrift «*Gralswelt – Zeitschrift für wahren Aufbau durch neues Wissen*» heraus, deren Ziel es ist, aufgrund der Gralsbotschaft zu den entscheidenden Lebensfragen unserer Zeit Stellung zu nehmen. Sie zeigt unter der Leitung von Edith Jansen-Runge, München, ein beachtliches Niveau. Auch eine Reihe weiterer religiöser, geistesgeschichtlicher und zeitbezogener Schriften erscheint im «Verlag der Stiftung Gralsbotschaft».

Die bisherige Darstellung könnte den Eindruck vermitteln, als handle es sich bei der Gralsbewegung um einen weltanschaulich ausgerichteten Verband zur Verbreitung eines bestimmten Gedankengutes. Doch ist die Gralsbewegung ihrem Wesen nach eher eine *religiöse Vereinigung*. Wohl dachte Abd-ru-shin und denken seine Anhänger noch heute individualistisch und nicht in den Kategorien der christlichen Gemeinde; so gibt es auch keine Mitgliedschaft im strengeren Sinn, die das Ziel besonderer Werbung wäre. Andererseits ist Abd-ru-shin seinem eigenen Verständnis nach eine religiöse Heilsfigur. Auch werden in den örtlichen „*Gralskreisen*“ (in der Bundesrepublik gegenwärtig 35) am Sonntagvormittag „Andachten“ gehalten, meist an geweihten „Andachtsstätten“ mit einem Altartisch, auf dem das Gralskreuz steht (das mit dem Kreuz auf Golgatha jedoch nichts zu tun hat). Besondere „Beauftragte“ sind hier nicht Lehrende, sondern kultisch Amtierende: sie nehmen in feierlichen Gewändern Beisetzungsfeiern und gelegentlich auch andere religiöse Handlungen vor. Es gibt zwar keine Taufen in der Gralsbewegung, auch das Abendmahl in der kirchlichen Tradition wird nicht gefeiert; die inneren Verbindungen zur christlichen Kirche sind gelöst. Doch werden „Kindersegen“, Trauung und „Trausegen“ (an schon verheirateten Paaren), eine „Versiegelung“ (Kreuzverleihung) und kultische Mahlfeiern durchgeführt. Dies geschieht anlässlich der drei „*Gralsfeiern*“ auf dem Vomperberg: „Fest der Heiligen Taube“ (d. i. das Fest der göttlichen Krafterneuerung im Jahresablauf, 30. Mai), „Fest der Reinen Lilie“ mit dem Frauensegen (7. September) und „Fest des Strahlenden Sterns“ (29. Dezember; hier wird das Kommen Jesu als Verkörperung der Gottesliebe gefeiert). Die religiösen Feiern sind geschlossen und Außenstehenden nicht zugänglich.

Religiöse Vorstellungen, Lehren und Symbole, besondere Heilsgestalten, gottesdienstliche Feiern mit kultischen Zeremonien und ein religiöses Selbstverständnis der Glaubensgemeinschaft (Schar der „Kreuzträger“) sind wesentliche Merkmale einer Religionsgemeinschaft. Wenn die Anhänger der Gralsbotschaft es mit Recht ablehnen, als „Kirche“ oder „Sekte“ angesehen zu werden, dann äußert sich darin ihre innere Distanzierung vom neutestamentlichen Kirchen- und Gemeindeverständnis, und es ist Zeichen ihres Protestes dagegen, daß die Kirchen sie in dieses Schema einfügen und damit als „Sekte“ negativ festlegen. Und doch: als religiöse Glaubensgemeinschaft entspricht die Gralsbewegung anderen Glaubensgemeinschaften und ist nicht etwas ganz anderes. Sie ist „kirchenähnlich“, ist willens und auch fähig, ihre Gläubigen ganz zu beheimaten. Das müßte berücksichtigt werden, wenn man darangeht, ihr Verhältnis zur christlichen Kirche zu bestimmen. rei

Neue Wissenschaft «Psychotronik»

Es besteht kein Grund, „bei dem alten Namen Parapsychologie zu verbleiben, der den interdisziplinären Charakter des Faches nicht erfaßt und dabei auch nicht die notwendige energetische Komponente enthält, ohne die kein einziges der Phänomene denkbar ist. Die Benennung ‚Parapsychologie‘, ebenso wie die früheren Namen ‚Mesmerismus‘, ‚Metapsychik‘, verstehen wir als Bezeichnung einer Entwicklungsetappe.“ So der Präsident der «Internationalen Gesellschaft für Psychotronische Forschung» (IAPR), der tschechische Psychologe *Dr. Zdenek Rejda* in dem deutschsprachigen Organ der Gesellschaft, «Psychotronik» (O/1976), dessen Herausgeber *Professor Dr. Dr. Andreas Resch* ist. Was ist Psychotronik?

Der wissenschaftliche Rat der «Internationalen Gesellschaft für Psychotronische Forschung» definiert: „Die Psychotronik ist eine selbständige Wissenschaft und befaßt sich in interdisziplinärer Zusammenarbeit mit dem Studium der Interaktionen zwischen den lebenden Organismen und deren Umwelt (innerlich und äußerlich) und mit den energetischen Prozessen, die hinter diesen wechselseitigen Beziehungen stehen. Es zeigt sich, daß sich diese Interaktionen unter anderem auch durch die Kräfte oder Agentien realisieren, die gegenwärtig nicht ganz in das Gefüge der modernen Wissenschaft eingereiht sind. Die Psychotronik ist sich der Einheit von Energie und Materie bewußt. Das Studium dieser wechselseitigen Beziehungen trägt zu einem neuen Verständnis der energetischen Fähigkeit des Menschen, der Lebensprozesse und der Materie bei“ («Psychotronik» O/1976, S. 15).

Im Gegensatz zur Parapsychologie, die die anstehenden Phänomene von ihrer philosophisch-psychologischen Konzeption her vorwiegend als komplizierte psychische Prozesse deutet, versucht die Psychotronik, von ihrer biologisch-physikalischen Konzeption her vor allem unbekannte energetische Prozesse zu erforschen. An der interdisziplinären psychotronischen Forschung sind folgende wissenschaftlichen Disziplinen beteiligt: Physik, theoretische Physik, Plasmaphysik, Biophysik, Nachrichtentechnik, Mathematik, Psychologie, Geologie, Kosmobiologie, Soziologie, Bionik und andere.

Der Begriff «Psychotronik» stammt von Fernand Clerc (1955); die eigentliche psychotronische Arbeit begann 1967 mit der Bildung einer «Koordinationsgruppe für Psychotronikforschung» in Prag. 1970 wurde eine selbständige «Sektion für Psychotronische Forschung» beim Komitee der angewandten Kybernetik der Tschechoslowakischen Wissenschaftlich-Technischen Gesellschaft gegründet.

Während der „1. Internationalen Konferenz für Psychotronische Forschung“ 1973 in Prag, zu der 264 Wissenschaftler aus 21 Ländern kamen, konstituierte sich die «Internationale Gesellschaft für Psychotronische Forschung». Neben *Dr. Zdenek Rejda* als Präsidenten fungieren *Dr. Stanley Krippner*, Psychologe aus San Francisco, und *Professor Rémy Chauvin*, Biologe aus Paris, als stellvertretende Vorsitzende. Die „2. Internationale Konferenz für Psychotronische Forschung“ 1975 in Monte Carlo beschäftigte sich vor allem mit methodologischen Fragen; die dritte Konferenz, die vom 27. Juni bis 2. Juli 1977 in Tokio stattfindet, steht unter dem Hauptthema „Psychotronik im Dienste der Integrität des Menschen“

Das Organ «Psychotronik – Zeitschrift für Grenzfragen von Bewußtsein, Energie und

Materie» wird ab 1977 im Wechsel mit «Grenzgebiete der Wissenschaft» erscheinen. «Psychotronik» ist das einzige Blatt, „in dem Originalbeiträge aus Ost und West zur wissenschaftlichen Klärung der genannten Grenzphänomene veröffentlicht werden“ («Psychotronik» O/1976).

Während die Parapsychologie alle PSI-Phänomene in den beiden Gruppen der ASW-Erscheinungen (Außersinnliche Wahrnehmung) und PK-Erscheinungen (Psychokinetische Phänomene) klassifiziert, hat die Psychotronik eine neue Phänomenologie entwickelt. Bei den meisten Phänomenen sind gemeinsame Kennzeichen die an eine energetische, dem Organismus eigene Form gebundenen Distanzinteraktionen. Diese kommen zustande zwischen lebenden Organismen, zwischen lebender und lebloser Materie und zwischen Materie und Außenwelt.

Zu den *Distanzinteraktionen zwischen lebenden Geschöpfen* gehören bei Menschen *Telepathie*, *Bioenergotherapie* (Übertragung von eigener Bioenergie auf einen anderen Organismus) und *Distanzmyotransfer* (Übertragung von Muskelbewegungen). Auch zwischen Mensch und Tier und zwischen Tieren sind Distanzinteraktionen dieser Art möglich und nachgewiesen.

Zu den Distanzinteraktionen zwischen Menschen und Pflanzen zählt zum Beispiel das *Backster-Phänomen* (Veränderung der elektrischen Spannung an der Oberfläche der Blätter durch menschlichen Einfluß).

Die *Distanzinteraktionen zwischen lebender und lebloser Materie* manifestieren sich in der *Psychokinese*, der *Dermooptischen Wahrnehmung* (Unterscheidung von Farben der Gegenständen durch die Hautoberfläche) und der *Rhabdomantie* (Reaktion des Organismus auf geologische Anomalien, zum Beispiel mit Hilfe von Wüschelruten).

Bei den *Distanzinteraktionen zwischen Materie und Informationfeld der Außenwelt* bekommt der Organismus Informationen ohne Zuhilfenahme der Sinne: Die *Telegnosie* (Hellsehen) kann retrokognitive, präkognitive und aktuelle Formen aufweisen.

Das breite Interesse an PSI-Phänomenen nimmt zu. „Alle Wissenschaftsgebiete haben ihre interessierten Laien, Aber dieses Gebiet hat deren zu viele und zwar deshalb, weil es sich mit Fragen befaßt, die die ewigen Rätsel von Psyche und Soma betreffen, also dasjenige, wodurch der Mensch ununterbrochen lebt und was er ist“ («Psychotronik» O/1976, S. 28). Um eine klare Trennung zwischen Laienöffentlichkeit und wissenschaftlicher Arbeit zu erreichen, sind an die psychotronische Forschung strenge methodologische Maßstäbe anzulegen.

Das Ziel der Psychotronik ist, „die Tür der Psychotronik allen Wissenschaftsgebieten zu öffnen und die Psychotronik durch die Tür aller Wissenschaftsfächer eintreten zu lassen, ohne dabei im geringsten zu befürchten, daß dadurch die Psychotronik ihres spezifischen Charakters beraubt würde“ («Psychotronik» O/1976, S. 16).

Psychotronik – eine neue Wissenschaft, die die Parapsychologie ablöst? Nicht unbedingt, denn der Gegenstand der Forschung ist derselbe – nur Konzeption und Klassifizierung unterscheiden sich.

Es ist zu wünschen, daß gutes Einvernehmen und Zusammenarbeit von wissenschaftlicher Parapsychologie und Psychotronik erhalten bleiben – um der Sache willen.

sch

Informationen

JEHOVAS ZEUGEN

Wieder Bezirkskongresse: (Letzter Bericht: 1977, S. 110ff) Im vergangenen Jahr hat die Wachtturmgesellschaft der Zeugen Jehovas insgesamt 405 Bezirkskongresse in 56 Ländern durchgeführt. Sie wurden von 2,3 Millionen Personen besucht. „In diesem Jahr sind sogar noch mehr Kongresse geplant“, heißt es im «Wachtturm» 7/1977

In der *Bundesrepublik* jedoch sind für 1977 statt 18 Kongressen im vergangenen Jahr wieder nur 16 an den traditionellen Kongreßorten vorgesehen.

14.–17. Juli: Essen, Münster, Hannover, Offenburg I;

21.–24. Juli: Bremen, Dortmund, Saarbrücken, Offenburg II;

28.–31. Juli: Berlin, Neumünster, Nürnberg, Friedrichshafen;

4.–7. August: Hamburg, Frankfurt, München, Passau.

Auch in *Österreich* werden gegenüber vier Kongressen im Vorjahr diesmal nur zwei Kongresse sein: 21.–24. 7. in Graz und 28.–31. 7. in Linz.

In der *Schweiz* plant man wieder drei Bezirkskongresse: in Bern, in Montreux (14.–17. 7.) und in Zürich (28.–31. 7.).

rei

Neueste Zahlen. Bisher war es nicht ganz klar, wie die Mitgliederzahlen bei den Zeugen Jehovas zu ermitteln sind.

Die Wachtturmgesellschaft selbst gibt in ihren Jahresberichten jeweils drei verschiedene Zahlen an: eine „Verkündiger-Höchstzahl“, die auch alle jene Zeugen umfaßt, die im Jahr nur einmal einen Tätigkeitsbericht abgegeben haben; einen „Verkündiger-Durchschnitt“, das ist die Zahl der aktiven Zeugen, die kontinuierlich über ihren Dienst berichtet haben; und dazu noch die Zahl der „Pionier-Verkündiger“, das sind „Vollzeitverkündiger“ oder solche Zeugen Jehovas, die sich zu besonderem Einsatz verpflichtet haben. Nicht geklärt war dabei, welche Bedeutung diese verschiedenen Zahlen für die Wachtturmgesellschaft haben und ob die „Pioniere“ in den Summen der „Verkündiger“ schon enthalten sind oder noch hinzugezählt werden müssen.

Nun aber gab eine Aufstellung des deutschen Zweiges der «Wachtturm Bibel- und Traktatgesellschaft» Aufschluß: Die maßgeblichen Stellen der Zeugen Jehovas geben in ihren statistischen Berichten jeweils den *Höchststand* an (Verkündiger-Höchstzahl), in dem die „Pioniere“ und „Sonderpioniere“ mitgehalten sind.

Danach gab es 1976 in der *Bundesrepublik und West-Berlin* insgesamt 102 044 aktive Zeugen Jehovas, 3846 weniger als im „Endzeitjahr“ 1975 (siehe MD 1975, S. 376ff). Das bedeutet, daß im letzten Jahr über 7000 deutsche Zeugen Jehovas die Wachtturmgesellschaft wieder verlassen haben. Diese Zahl ergibt sich, wenn man von der Verkündiger-Höchstzahl des Vorjahres zunächst die vermutlichen Todesfälle für 1976 abzieht (das dürften ca. 1000 sein), sodann die für 1976 ausgewiesenen 4469 Getauften hinzuzählt und schließlich dieses „Soll“ mit der faktischen Zahl vergleicht.

Auch die Zahl der Pionier-Verkündiger ist in der Bundesrepublik gesunken: 1975 waren es 3721, im vergangenen Jahr nur noch 2959. Die Zahl der „Versammlungen“ (Ortsgruppen) hat um zehn abgenommen: gegenwärtig 1384.

Auf *Weltebene* aber ist nach wie vor Wachstum zu verzeichnen. Wurde im Jahr 1964 die Millionengrenze überschritten und zehn Jahre später die Zweimillionengrenze erreicht, so weist nun der Jahresbericht 1976 insgesamt 2 248 390 Verkündiger in 210 Ländern aus. Nach den Vereinigten Staaten mit über einer halben Million rangiert dabei *Nigeria* an erster Stelle (114 000), unmittelbar gefolgt von *Brasilien*, das 106 200 Zeugen Jehovas meldet; die *Bundesrepublik*, die lange Zeit an zweiter Stelle stand, kommt somit auf den vierten Platz zu stehen. Prozentual zur Bevölkerungszahl aber gibt es in *Sambia* die meisten Zeugen Jehovas, nämlich auf 5,1 Millionen Einwohner 57 885 „Verkündiger des aufgerichteten Königreiches Jehovas“, das sind über ein Prozent.

In *Ostasien* ist die Wachturmgesellschaft am stärksten vertreten auf den Philippinen (77 200 Zeugen Jehovas), in Japan (38 400) und in Südkorea (32 500). Die Weltauflage der Zeitschrift *«Der Wachturm»* betrug am 1. 1. 1977 über 10,3 Millionen in 79 Sprachen; die von *«Erwachtet!»* insgesamt 10,1 Millionen in 33 Sprachen.

rei

MARXISMUS

„Charta 77“. (Letzter Bericht: 1977, S. 139ff) Zu den Erstunterzeichnern der tschechoslowakischen Bürgerrechts-Erklärung „Charta 77“ gehören, wie jetzt erst bekannt wird (vgl. epd 12. 4.

1977), auch sechs Pfarrer der Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder. In einem in der CSSR zirkulierenden Dokument verweisen sie zur Begründung ihrer Entscheidung auf die biblische Botschaft vom Reich Gottes, dessen „Abglanz“ sie überall dort sehen, „wo Menschen aus Unterdrückung, Ausbeutung, aus sozialer und geistiger Not, aus der Sklaverei, der Angst und der Willkür befreit werden, wo der Vermessenheit und der Willkür des zwiespältigen menschlichen Herzens Grenzen gesetzt und die Erniedrigten erhöht werden.“ Die tschechischen Protestanten erklären: „Einer der Sprecher der ‚Charta 77‘ äußerte den Gedanken, daß über der Welt der Politik eine souveräne moralische Autorität zu respektieren ist. Wir verstehen dies im Lichte des Zeugnisses Jesu vor Pilatus, dem Repräsentanten der politischen Macht. Und wir nehmen diesen absoluten Anspruch der Wahrheit über uns an.“

In der Bundesrepublik hat die „Charta 77“ ein weites Echo gefunden, jedoch ist sie in ihrem Wortlaut den wenigsten greifbar. Wir nehmen diesen neuen theologischen Akzent zum Anlaß, wenigstens die Abschnitte abzu drucken, in denen die tschechoslowakische Bürgerrechtsbewegung ihr Selbstverständnis formuliert (zitiert nach *«Junge Kirche»* 2/1977):

„Die Verantwortung für die Einhaltung der Bürgerrechte im Lande obliegt selbstverständlich vor allem der politischen und staatlichen Macht. Aber nicht nur ihr. Jeder trägt sein Teil Verantwortung für die allgemeinen Verhältnisse und somit auch für die Einhaltung kodifizierter Pakte, die dazu übrigens nicht nur Regierungen, sondern alle Bürger verpflichten. Das Gefühl dieser Mitverantwortlichkeit, der

Glaube an den Sinn bürgerlichen Engagements und der Wille dazu, sowie das gemeinsame Bedürfnis, dafür einen neuen und wirksameren Ausdruck zu finden, hat uns auf den Gedanken gebracht, Charta 77 zu bilden, deren Entstehung wir heute öffentlich anzeigen.

Charta 77 ist eine freie, informelle und offene Gemeinschaft von Menschen verschiedener Überzeugungen, verschiedener Religionen und verschiedener Berufe, verbunden durch den Willen, sich einzeln und gemeinsam für die Respektierung der Bürger- und der Menschenrechte in unserem Land und in der Welt einzusetzen – jener Rechte, die dem Menschen von beiden kodifizierten internationalen Pakten, von der Abschlußakte der Konferenz in Helsinki, von zahlreichen weiteren internationalen Dokumenten gegen Krieg, Gewaltanwendung und soziale und geistige Unterdrückung zugestanden werden und die zusammenfassend von der ‚Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte‘ der UN zum Ausdruck gebracht werden.

Charta 77 fußt auf dem Boden der Solidarität und Freundschaft von Menschen, die von der gemeinsamen Sorge um das Geschick der Ideale bewegt werden, mit denen sie ihr Leben und ihre Arbeit verbunden haben und verbinden.

Charta 77 ist keine Organisation, hat keine Statuten, keine ständigen Organe und keine organisatorisch bedingte Mitgliedschaft. Ihr gehört jeder an, der ihrer Idee zustimmt, an ihrer Arbeit teilnimmt und sie unterstützt.

Charta 77 ist keine Basis für oppositionelle politische Tätigkeit. Sie will dem Gemeininteresse dienen wie viele ähnliche Bürgerinitiativen in verschiedenen Ländern des Westens und des

Ostens. Sie will also nicht eigene Programme politischer oder gesellschaftlicher Reformen oder Veränderungen aufstellen, sondern in ihrem Wirkungsbereich einen konstruktiven Dialog mit der politischen und staatlichen Macht führen, insbesondere dadurch, daß sie auf verschiedene konkrete Fälle von Verletzung der Menschen- und Bürgerrechte hinweist, deren Dokumentation vorbereitet, Lösungen vorschlägt, verschiedene allgemeine Vorschläge unterbreitet, die auf Vertiefung dieser Rechte und ihrer Garantien abzielen, und als Vermittler in anfallenden Konfliktsituationen wirken, die durch Widerrechtlichkeit verursacht werden können.

Durch ihren symbolischen Namen betont Charta 77, daß sie an der Schwelle eines Jahres entsteht, das zum Jahr der Rechte politischer Gefangener erklärt wurde und in dessen Verlauf die Belgrader Konferenz die Erfüllung der Verpflichtungen von Helsinki prüfen soll.“ mi

HINDUISMUS

Ananda Marga wieder zugelassen.

(Letzter Bericht: 1977, S. 45ff) Die Wahlniederlage Indira Gandhis und der Regierungswechsel in Indien brachte für die Bewegung «Ananda Marga» das Ende einer akuten Unterdrückung. Als Indira Gandhi im Sommer 1975 den Notstand in Indien ausrief, wurde neben 25 anderen Organisationen auch «Ananda Marga» verboten. Begründung: religiös-politischer Extremismus. Zahlreiche Mitglieder wurden verhaftet, das Eigentum der Bewegung konfisziert, sämtliche Aktivitäten kamen zum Erliegen. Die neue Regierung hat alle verbotenen Organi-

sationen wieder zugelassen. Die Margis „strömen aus den Gefängnissen“ («Sadvipra» April 1977). Sri Anandamurti, Gründer und Haupt von «Ananda Marga», den im vergangenen Sommer ein Gericht des Mordes für schuldig erklärt hatte, ist freilich nach wie vor in Haft. Doch hoffen seine Anhänger, seine Freilassung auf Bewährung sowie eine neue gerichtliche Untersuchung seines Falles und der Verfolgung von «Ananda Marga» durchsetzen zu können. mi

BOBACHTUNGEN

Der US-Präsident im göttlichen Heilsplan. Jimmy Carters bewußte Glaubenshaltung wird von verschiedenen christlichen Blättern, vor allem aus dem evangelikalen und pfingstlerischen Raum, registriert. Besonders jene Personen, die die Zeitereignisse gemäß dem „prophetischen Wort“ zu deuten suchen, beschäftigen sich mit der neuen Führungsgestalt der westlichen Welt.

„Wenn dieser Präsident das ist, was er zu sein bezeugt, dann wird sich dies als ein durchgreifender Segen erweisen, der die Wellen des Verderbens in Amerika zurückdrängt, denn Jesus ist Sieger“, schreibt *Wim Malgo*. „Ein untrüglicher Test wird darin bestehen, welche Haltung er Israel gegenüber einnimmt. Ist er ein wahrer Jünger Jesu, so wird er fest hinter Israel stehen.“ («Mitternachtsruf», Mai 1977). Skeptischer urteilt *A. Muhl* («Rauschenberger Blätter», April 1977). Daß Carter „die Errichtung von Gottes Reich in Amerika“ zum Ziel hat, macht ihn suspekt: „Carters Vision über ein neues Amerika ist das Paradies auf Erden! Das ist menschlicherseits gut gedacht,

aber ohne biblische Erkenntnis.“ Für *Fritz Braun* war der Fall zunächst eindeutig: „Es wirkt antichristlich, wenn Carter im Wahlkampf versicherte, bei ihm komme zuerst Jesus Christus und dann erst die Politik! Das ist hochverdächtig, denn wer heute wirklich mit Christus dem Herrn verbunden ist, kann in dieser Endzeit des Abfalls und der Zerstreuung aller Gottesordnungen kein führendes politisches Amt erkämpfen und übernehmen“ («Rauschenberger Blätter», Januar 1977) (vgl. MD 1976, S. 268). Das „Carter-Frühstück (s. MD 1977, S. 133ff) aber gab ihm dann doch zu denken: „Wäre vielleicht mit dem Präsidenten Carter in den USA die weltweite Erweckung ausgebrochen, die vielfach auf Grund von Matth. 24, 14 noch erwartet wird? Wäre ein an den Herrn Jesus gläubiger und dies offen bekennender Präsident der mächtigsten Militärmacht der Welt die überlegene Waffe im Rüstungswettlauf zwischen Amerika und Rußland? Dann wäre das Katastrophenende noch nicht so unmittelbar nahe?“ (Rauschenberger Blätter, April 1977).

Ludwig Schneider (s. MD 1976, S. 58f) schließlich versucht mit Hilfe prophetischer Zahlenspekulationen eine Deutung: Jimmy Carter ist der 39. Präsident der USA. Er gewann seinen Wahlkampf mit dem Slogan „Ich werde euch nie belügen“. Der Zahlenwert des Wortes *Lüge* aber bedeutet gerade 39! (vgl. hierzu MD 1977, S. 137). Andererseits wird im Neuen Testament genau 39mal aufgezeigt, wie man von der Lüge wekommt. Der Schluß daraus: „Entweder ist Carter der größte Schwindler, die Lüge im Amt, oder der von Gott berufene Präsident, dessen Auftrag es ist, die Lüge zu hassen und durch die Wahrheit zu regieren“ («Jesus in Israel», Febr. 1977). ir



mit zahlreichen
Karikaturen
von Jupp Wolter

Hans Wulf / Albert Stein **Pfarrer X. und die Gesetze**

Rechtskonflikte im Alltag eines Pfarrers
Ca. 104 Seiten, Paperback, ca. DM 10,-

Von Dibelius wird erzählt, daß er in einer Sitzung, die nicht nach seiner Vorstellung verlief, ärgerlich bemerkte: „Juristen, das sind Leute, die ständig Bedenken haben.“ – worauf der leitende Jurist ihm gelassen erwiderte: „Aber doch nur, weil die Theologen ständig Bedenkliches tun.“

Im Unterschied zu einem Bischof hat der Gemeindepfarrer keinen Juristen an seiner Seite, der ihn vor Gefahren sachkundig warnt. Meist muß er in rechtlicher Hinsicht seine Entscheidungen alleine treffen und sie dann auch alleine verantworten.

Darum schien es uns nötig zu sein, Pfarrer X. einmal auf die juristischen Aspekte seiner Amtsführung aufmerksam zu machen. An fünfundzwanzig Vorfällen, nicht ungewöhnlichen, sondern gewöhnlichen, wie sie sich allenthalben ereignen, wird die rechtliche Position des Pfarrers dargelegt. Aus Schaden wird man klug. Wir hoffen, daß das nicht nur für die tatsächlich erlebten, sondern auch für die beinahe erlebten, nämlich von uns erörterten Schäden gilt.

Die Konflikte haben zuweilen neben ihrer juristischen Seite auch eine humoristische. Diese hat Jupp Wolter mit seinen Illustrationen aufgepickt. Wir meinen, daß Lächeln beim Nachdenken hilft.

Neukirchener Verlag – 4133 Neukirchen-Vluyn 2

Zukunft der Welt Gottes Zukunft

Auf der Suche nach
neuem Umgang
mit der alten Erde
Gerhard Liedke

Auf der Suche nach
Frieden im
atomaren Patt
Eberhard Stammler

Auf der Suche nach
Leben ohne Leid
A. I. von Brenndorff

Auf der Suche nach
Gemeinschaft im
Gegensatz
der Interessen
Helmut Aichelin

Gottes gute Zukunft:
Vollendung –
nicht Vernichtung
Peter Kreyssig

Herausgegeben von
Manfred Neun



Quell Verlag
Stuttgart
DM 7.80

Für viele Menschen ist die Zukunft heute ungewisser denn je. Ihnen will dieses Buch helfen. Seine Gedanken regen an zum eigenen Nachdenken und zum Gespräch in Gruppen. Fachleute beschreiben konkrete Situationen, nennen akute Schwierigkeiten, zeigen Chancen zur Gestaltung der Zukunft. Auf die Frage: Was können Christen

für die Zukunft hoffen und tun? antworten: Gerhard Liedke (Theologe und Naturwissenschaftler), Eberhard Stammler (Theologe und Publizist), Alexis I. von Brenndorff (Arzt), Helmut Aichelin (Leiter der Evang. Zentralstelle für Weltanschauungsfragen), Peter Kreyssig (Gemeindepfarrer und Stadtdekan).

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen der EKD im Quell Verlag Stuttgart. – Redaktion: Pfarrer Helmut Aichelin (verantwortlich), Pfarrer Michael Mildenerger (geschäftsführend), Pfarrer Dr. Hans-Diether Reimer. Anschrift: Hölderlinplatz 2 A, 7 Stuttgart 1, Telefon 22 70 81. – Verlag: Quell Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH, Furtbachstraße 12 A, Postfach 897, 7 Stuttgart 1. Kontonummer: Landesgiro Stuttgart 2 036 340. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Heinz Schanbacher. – Bezugspreis: jährlich DM 20,- einschl. Mehrwertsteuer und Zustellgebühr. Erscheint monatlich. Einzelnummer DM 2,- zusätzlich Bearbeitungsgebühr für Einzelversand. – Alle Rechte vorbehalten. – Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik – Druck: Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.